

Vertreibung und Völkermord

Von Nora Seligmann

Reaktion von Professor Adi Ophir auf ein Interview mit Benny Morris im Freitag-Magazin der Tageszeitung *Ha'arets* vom 9. Januar 2004:

Der Leser des Interviews mit Benny Morris glaubte gerade, die schlimmsten Dinge gelesen zu haben, als er dann auf die ganz beiläufige Erwähnung des Völkermords an der eingeborenen Indianerbevolkerung Amerikas stieß. Morris bezieht da den Standpunkt, daß ihre Vernichtung unvermeidbar war: „Die große amerikanische Demokratie hätte nicht geschaffen werden können, ohne die Vernichtung der Indianer. Es gibt in der Geschichte einfach Fälle, in denen zum Besten der Allgemeinheit schwere Entscheidungen zu grausamem Vorgehen gefällt werden.“

Morris scheint mit Sicherheit zu wissen, was denn das Beste für die Allgemeinheit ist – natürlich das, was gut ist für die Amerikaner. Er weiß auch mit Sicherheit, daß dieses höhere Gut eine Portion Böses rechtfertigt. Anders gesagt, unter gewissen Umständen hält Morris es für möglich, Völkermord zu rechtfertigen. Im Falle der Indianer ist das höhere Gut die amerikanische Nation. Im Falle der Palästinenser ist es die Existenz des jüdischen Staates.

Für Morris ist Völkermord eine Frage der Umstände, die ihn eventuell rechtfertigen können. Die Entscheidung ist immer dem vorbehalten, der sein Volk von dem zu vernichtenden Volk als bedroht ansieht und dessen Vernichtung oder wenigstens die seiner Führungsschicht als Abwendung dieser Bedrohung hinstellt. – Die Massenmörder von Ruanda oder Serbien, die heute wegen ihrer Verbrechen gegen die Menschheit vor einem internationalen Gericht stehen, könnten versucht sein, Morris als Berater zu bestellen.

Die Rechtfertigung von Vertreibung und die von Völkermord auf Grund bestimmter Umstände läuft auf ein und dasselbe Prinzip hinaus: Unter gewissen Umständen bleibt keine andere Wahl. Es hängt einfach nur von den Umständen ab. Manchmal muß man vertreiben. Manchmal reicht das nicht und man muß töten, ausrotten, vernichten. Wenn man zum Beispiel vertreiben mußte, die Vertriebenen aber immer wieder versuchen, in ihre Häuser zurückzukommen, dann bleibt keine andere Wahl, als sie zu vernichten. In seinem Geschichtsbuch zeichnet Morris

anhand der seinerzeitigen Gefechte an Israels Grenzen nach, wie diese Lösung damals aussah.

Bei der ersten Lektüre könnte man meinen, daß es sich da um die größte Sünde des Staates Israel handelte: Die Sünde ist aber nicht etwa, daß Israel die Palästinenser in einem blutigen Krieg vertrieb, als die Juden wirklich bedroht waren, oder daß sie jeden erschossen, der versuchte zu seinem Haus zurückzukommen, oder daß Israel auch nicht zuließ, wenn die in die Fluchtgeschlagenen in ihre leeren Dörfer zurückkehrten, die neue Obrigkeit anerkannten und Staatsbürger werden wollten, wie es denen gewährt wurde, die nicht geflohen waren.

Das hatte Morris als Historiker beschrieben; jetzt aber, als sorgfältiger Kommentator, stellt er die Dinge in ein anderes Licht: Es gab damals keine andere Wahl für Israel und es gibt sie auch heute nicht. Er unterstellt, daß wir uns wenigstens noch eine Generation lang in der Phase der Vertreibungen und Ermordungen befinden und jeden Augenblick bereit sein müssen, eventuell die härtesten Maßnahmen zu ergreifen.

Im Augenblick müssen wir die Palästinenser erst einmal einsperren in ihre Orte. Wenn es schlimmer kommt, werden wir sie vertreiben müssen. Wenn nötig und wenn das Interesse der Allgemeinheit es erfordert, das endgültige hohe Ziel es also rechtfertigt, wird die Vernichtung die Endlösung sein. Hinter der Drohung des Einsperrens und der Vertreibung lauert die der Vernichtung. Das liegt so klar auf der Hand, daß man es nicht zwischen den Zeilen zu lesen braucht. Er hat es in dem Interview klar und deutlich gesagt. Und *Ha'aretz* hat es gedruckt.

Es kann kaum überraschen, wenn Palästinenser in ihm einen unversöhnlichen Feind sehen. Morris und all die vielen Israelis, die begeistert die Logik der Vertreibung und Ausschaltung der Palästinenser unterschreiben, können in deren Augen nur als Feinde gelten, gegen die es keine andere Gegenwehr gibt als den Kampf bis auf den Tod. „Das ist die israelische Mentalität“, werden diese Palästinenser sagen, „und daran können wir nichts ändern. Die Israelis schrecken vor nichts zurück, um unsere Gegenwart in ihrer Nachbarschaft aus dem Wege zu räumen.“

Die Ursache für diese Mentalität gründet im israelischen Selbstverständnis: Das Gefühl, Verfolgter und Opfer zu sein, ist ein Eckpfeiler des israelischen Selbstverständnisses und des jüdischen Nationalgefühls. In seinen Vertretern stehen uns Leute gegenüber, die bereit sind, die letzte moralische Hemmung abzustreifen, sowie sie sich

bedroht fühlen. Sie neigen aber immer dann dazu, sich bedroht zu fühlen, wenn sie selber gerade auf Angriff sinnen. Mit solchen Leuten kann man einfach zu keinem Kompromiß kommen. Jeder Kompromiß ist in ihren Augen eine Falle; das Abkommen von Oslo sehen sie als eine Bestätigung dafür an.

Morris selber ruft mit seinen Worten die Art von Feind auf den Plan, mit der man keinen Kompromiß schließen kann, genau so wie die durch die Besatzer geschaffenen Ghettos das Aufkommen der Selbstmordterroristen bedingen, mit denen man keinen Kompromiß dulden kann und darf. Wenn Morris Vertreibung als eventuell notwendig verteidigt, meint er nicht diejenige, die schon geschehen ist, sondern eine zukünftige Vertreibung, für die er mit seinen Worten den Weg ebnet.

Und es geht nicht nur um Vertreibung: Morris hält es für richtig, daß wir Israelis wenigstens noch eine Generation lang angekettet auf dem Dach des Käfigs leben, in dem Barbaren und unbehandelbare Serienmörder eingesperrt sind. Darüber hinaus aber deutet er auch die Möglichkeit des Armageddon an: Vor Ablauf von zwanzig Jahren könnte es hier einen Atomkrieg geben.

Wenn dem so ist, hat es aber keinen Sinn, hier zu bleiben. Aus der Analyse von Morris (er gebraucht Bezeichnungen aus der Pathologie nur in Bezug auf Palästinenser) muß man folgern, daß Israel der gefährlichste Ort auf Erden für die jüdische Nation geworden ist. Wenn es dem Zionismus wirklich vor allem um die Sorge für die Existenz des jüdischen Volkes geht, muß die Analyse von Morris jeden vernünftigen Leser zu dem Schluß führen, daß es Zeit ist, auszuwandern und das Volk der „eisernen Mauer“ seinem Schicksal auf dem Weg in den nationalen Zusammenbruch zu überlassen.

Es handelt sich nicht um einen wirklichen Mangel an Alternativen zum Extremismus von Morris. Es ist bei ihm und seinesgleichen vielmehr diese Überzeugung, daß es keinen Ausweg gibt, die zur Bereitschaft zum Tod und zur letzten moralischen Enthemmung führt. Die Logik in den Ausführungen von Morris führt zu dem Gefühl, daß es für keine Seite einen Ausweg gibt. In seinen Forschungen als Historiker ist Morris im allgemeinen sorgfältig und verantwortungsvoll, sogar konservativ gewesen, indem er sich an einzelne Tatsachen hält und Verallgemeinerungen vermeidet.

Der Morris aber, der das Interview gibt, ist ein schlechter Historiker und ein ganz unmöglicher Soziologe. Seine Allgemeinplätze wie „ein Problem im Innersten des Islams“ oder „die arabische Welt, wie sie

heute existiert“ und schließlich „der Zusammenstoß von Kulturen“ beruhen nicht auf historischer Forschung, sondern stellen eine gedankliche Abschirmung dar, hinter der eine sachliche Nachforschung unmöglich gemacht wird.

Seine Charakterisierung der Palästinenser als einer „kranken Gesellschaft“ übergeht geflissentlich die Tatsache, daß die eventuell vorhandenen Symptome von Krankheit ausgelöst wurden durch die Krankheitserreger, die israelische Militärs, Siedler, Politiker und Intellektuelle, wie Morris selber, darstellen. Wenn der Palästinenser Serienmörder ist, ist Israel das traumatische Ereignis, das den Mörder umnachtet.

Mit diesem Ereignis ist hier die Erinnerung an die Katastrophe von 1948 (die „Nakba“) gemeint. Es sind nicht die Opfer der Nakba, die zu Selbstmordterroristen geworden sind, sondern ihre Enkel, Menschen die auf die jetzige Form der israelischen Herrschaft in den besetzten Gebieten reagieren:

Am gleichen Tag, an dem *Ha'aretz* Morris zu Worte kommen ließ, veröffentlichte die UN-Organisation, die humanitäre Hilfe in Palästina koordiniert, einen geharnischten Protest gegen die Zerstörung von historischen Gebäuden in der Altstadt von Nablus bei Operationen der israelische Armee.

Morris verleugnet diesen Zusammenhang mit der jetzigen Vorgehensweise der israelischen Armee, indem er davon als in der Zukunft liegend spricht: Der Käfig, für dessen Errichtung er eintritt, ist nämlich schon längst Wirklichkeit – zumindest seit April 2002. Bis zu einem gewissen Grad ist das auch der Fall für die Vertreibung: Wenn Morris jetzt von Vertreibung spricht, stellt er sie sich als in der Zukunft liegend vor. Und dann geht es nicht mehr um eine Vertreibung wie die von 1948 jetzt per LKW-Ladungen.

Die in der jetzigen Form praktizierte indirekte Vertreibung geht still und leise voran. Durchgeführt wird sie durch das Innenministerium, durch die Zivilbehörden, auf den Flughäfen und an den Grenzübergängen, und durch bürokratische Finessen mit Hilfe von Antragsformularen und Zeugnissen. Sichtbarer ist derweil die gröbere Art, Menschen zum Wegziehen zu bringen: Durch die tausendfache Zerstörung von Wohnraum, die Straßensperren, die Einschließung und Belagerung von Bevölkerungszentren, so daß den Palästinensern das Leben unerträglich gemacht wird und viele auswandern, nur um zu überleben. Selbst wenn die Anzahl neuer Vertriebener zur Zeit noch

relativ begrenzt ist, so kann die Schraube jederzeit fester angezogen und die Zahl der Flüchtlinge über Nacht vergrößert werden.

Das Schlimmste an diesem Interview ist nicht die Tatsache, daß Morris diese Logik gegenseitiger Vernichtung entwickelt. Das Erschreckendste ist, daß diese Logik die Zeitung *Ha'aretz* inzwischen durchdringt und sich ganz unverbrämt auf dem Titelblatt des angesehenen Magazins der Freitagausgabe ankündigt. Der Gesprächsführer und der Redakteur hießen es offenbar für gut und richtig, Morris zu Worte kommen zu lassen. Sie finden es gut und richtig, daß er die zeitgeistliche Verbrämung hat fallenlassen und offen sagt, was viele denken, aber nicht aussprechen würden.

Wenn man denn schon von einer kranken Gesellschaft sprechen will, so ist die Veröffentlichung dieses Interviews ein Symptom dafür, so wie sie auch ein Symptom der Krankheit selber ist und dessen, was sich weiter daraus entwickeln kann.

*

Professor Adi Ophir lehrt Philosophie an der Universität von Tel Aviv.